

für Deutschland.

Mr. 37.]

Heranfggeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Fr. Zarncke.

[1877.

Verlegt von Eduard Avenarius in Leipzig.

Er scheint jeden Sonnabend.

— 8. September. —

Preis vierteljährlich M. 7. 50.

Engelb. Des. Reich. Negupiens u. der Thracanen.
 Koppmann, das Seebuch.
 Engelb. Des. der Hinfänge brichn Lebens in R. d. Reich.
 Beschloß, das Schloßbuch. 1777. 8.
 Schubert, die Politik Raths Joseph's d. 2.
 Müller, Kaiser Ethelred 1797 - 1877.
 Kaiser, Erb. Epantien von dem Sturz Maffella's tr.
 Schmalbe, Erb. Reich. tr. d. Reichth in d. Naturwissenschaften.
 v. Ruch's gesammelte Schriften. 1793. 8. v. 1. v. 2. v. 3.
 Willkomm u. Lange, prodr. Aorae hispanicae.

Goussane, l'Olivier.
Faenitz, Vebuch der Zoologie.
v. Sacc, Studien aus d. Medieit d. Naturwissensch.
Seidlich, Beiträge zur Deutschem, Iberoie.
Jahresbericht d. Agricultur-Gesamte, Braub. v. Dietrich
Koerner, die Landwirtschaft in Oechweilanten.
Wagener, Anleitung zur Aergtung d. Hoeschtriebs.
Rhyu, lectures on Welsh philology.
Krauler, zur Landwirthschaft.
Reuber, Uebersicht der ehm. Vierterausgabe.

[illegible]

Geschichte.

Brugsch-Bey, Dr. Heinrich, Geschichte Aegyptens und der Pharaonen. Erste deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten u. 4 geneal. Tafeln. Leipzig, 1877. Hinrichs. (XII, 818 S. gr. 8.) M. 18.

Brugsch-Wey's Geschichte Aegyptens ist keine bloße Uebersetzung oder umgearbeitete neue Ausgabe seiner 1859 erschienenen *histoire d'Egypte*, sondern ein durchaus neues Werk oder vielmehr der erste Theil eines solchen, denn der Verfasser stellt einen zweiten Band in Aussicht, welcher die Geschichte Aegyptens bis in unsere Tage fortführen soll. Wenn gleich er in der Einleitung als seine Quellen Fontenotres und Wägher nennt, so erklärt er doch selbst in dem Vorworte S. IX, daß er „fast ausschließlich der Denkmälerkunde seine vollste Aufmerksamkeit zuwenden habe“, und daß hierin der Schwerpunkt seiner Leistung liege. Dieser Ansicht schließen wir uns völlig an. Der hohe Werth, den wir dem vorliegenden Buche gerne zuertheilen, beruht hauptsächlich auf der beinahe erschöpfenden Mittheilung des durch besonders glückliche Umstände in des Verf.'s Hand zusammengeströmten, bisher ausbeuteten in schriftlichen Materiales, inwiefern es sich auf die Pharaonen Geschichte bezieht. Dadurch wird es zu einem Quellenbuche ersten Ranges, das auch dem vor ägyptischen Sprache unkundigen Historiker die wichtigsten Dienste zu leisten vermag, da sämtliche Texte in Uebersetzungen mitgetheilt werden. Brugsch hat hier keine Gelegenheit versäumt seine glänzende Fähigkeit und sein virtuoses Gehänd als Uebersetzer zu bewähren. Wir haben keinen einzigen völlig mißverständlichen Text gefunden, dagegen aber sind wir einer großen Anzahl von Sätzen begegnet, in denen wir des Verf.'s Auffassung nicht zu theilen vermögen. Wie uns, so wird es jedem Aegyptologen ergehen, nicht so dem Laien, für den diese runden, von keinem Zweifel unterbrochenen Sätze etwas Dichterisches haben müssen. Mancher Stelle gegenüber, die wir anders interpretieren zu müssen glauben wie der Verf., hat sich uns die Frage aufgedrängt, ob es denn schon jetzt an der Zeit sei eine abschließende Geschichte des Pharaonenreiches zu schreiben, und wir glauben sie verneinend beantworten zu müssen. Soll dieß aber dennoch geschehen, so muß an den Autor die Forderung gestellt werden, daß er seine von den früher angenommenen abweichenden Ansichten nicht nur als Axiome in seine Erzählung verflücht, sondern in einleuchtender Weise wissenschaftlich begründet. In Brugsch's Geschichte findet sich nun eine Reihe von fälschen Sätzen, durch die, dafern sie sich bewahrheiten sollten, ganze Abschnitte der ägyptischen Geschichte einen andern Aussehen gewinnen würden; ihre volle Begründung

aber sucht man vergebens und muß sich mit einer Hinweisung auf künftige Werke begnügen. Wir wissen, daß diese nicht auf sich warten lassen werden und zum Theil schon erschienen sind. Dieß gilt z. B. von dem Dictionnaire Géographique de l'ancienne Egypte, in dem Autor seine Ansicht über den Namen Apréu, 'apraia' zu begründen sucht. Ganz abgesehen davon, ob es ihm in diesem groß angelegten Werke und seinen Nachfolgern zu so überzeugen gelingt oder nicht, so können wir es doch nicht billigen, daß er den Leser seiner Gelehrtheit zwingt, entweder seine neuen und kühnen Hypothesen auf Treu und Glauben hinzunehmen, oder auf das Erscheinen von Schriften zu warten, deren hoher Preis und eiserneige Natur sie dem großen Publicum, für das die "Geschichte" ihrer ganzen Haltung nach bestimmt ist, unzugänglich machen. Würde es nicht wenigstens bei der Behandlung der Frage nach der Herkunft der von Mor-on-ptah (Monophthos) und Rameses III besiegten Conföderirten gegen Aegypten angezeigt gewesen sein, schon hier den Nachweis zu führen, warum man sie für "kautaisch-ethiopische" Völker und nicht, wie dieß seit dem Vorgange E. de Rougé's allgemein geheißen ist, für Achäer, Sardimier, Situler, Etrusker, kurz für Nationen der mediterraneischen Zone zu halten hat? Brugsch nennt die ältliche Ansicht "einen Schwören in die Urfgeschichte der classischen Völker der Vorseit eingeführten Irrthum". Ist das richtig, so will es uns scheinen, als hätte er, wenn es in seiner Macht lag, die Mähe nicht sparen sollen zur Feststellung des wahren Sachverhaltes mit allem ihm zu Gebote stehenden Gründen in das Feld zu ziehen. Mehreren Völkern gegenüber wird seine Mähe, glauben wir, eine verlorene sein. Dieß gilt in erster Reihe von den Tuiräa, die in mehreren Stellen "ein Volk aus dem Weere", "ein Jnselvolk" genannt werden, und die wir heute noch für *Tugayrol, Tugayrol, Tugayrol* d. h. Tygheher oder Etrusker halten müssen. Welches ist das Meer mit den Inseln, welche kautaisch-ethiopische Völker bewohnt haben? An das Schwarze Meer zu denken, wird Brugsch sicherlich zu verlangen wagen. — Neu und gleichfalls einer näheren Begründung bedürftig ist die Behandlung der unter dem Deude assyrischer Einschlüsse sich entwickelnden Periode des Ueberganges von der 21. zur 22. Dynastie. Hier würde eine kritische Behandlung des ungemein wichtigen Quellenmaterials besser am Platze gewesen sein, als die abgerundete Erzählung von Ereignissen, deren Hergang sich nur vermuthungsweise zusammen combiniren läßt. Die Zeugnisse, welche Brugsch für die Unterwerfung Aegyptens unter das assyrische Reich in jener Epoche herbeibringt, sind unumstößlich sicher und die E. 651 von dem Verf. mitgetheilte und von ihm zu Abydos

Beitrag zur englischen Landwirtschaft angesehen werden kann. Hätte der Verf. die letzten Capitel seines Buches jedoch mit derselben Liebe behandelt wie die ersten, dann würde er Vorgängiges geleistet haben, leider ist dieß jedoch nicht der Fall, und der wichtigste Zweig der englischen Landwirtschaft, die Viehzucht, wird recht „dürftig“ besprochen; auch läßt sich Gleiches von den Wirtschaftsbeschreibungen sagen, von denen einige dem Ref. genau bekannt sind und des Interessanten zu viel bieten, um mit wenigen Zeilen, wie dieß im vorliegenden Falle geschehen, abgepaßt zu werden. Trotz dieser Mängel ist jedoch das Buch den Landwirthen zu empfehlen, die sich über Großbritanniens Landwirtschaft informieren wollen. Die Ausstattung des Buches ist vortreflich. H. W.

Wagener, Gust., Forstfmr., Anleitung zur Regelung des Forstbetriebs nach Maßgabe der nachhaltig erreichbaren Rentabilität in's Einzelne auf die zeitgemäße Fortbildung der forstl. Praxis. Berlin, 1876. Springer. (XII, 406 S. gr. 8.) R. 8.

Wohl thut es, mitten aus der Praxis heraus ein Werk in die Hände zu bekommen, das sich im Gegentheile zu den zahllosen Artikeln der forstlichen Zeitschriften in dem harten, mancher schon zwei Jahrzehnte redt erbittert geführten, durch Preßler hervorgerufenen Kampfe um die principielle Umgestaltung der Waldnutzungs-Systeme auf die Seite des Fortschritts stellt. Immer noch erscheint nämlich in der forstlichen Welt Wirtschaft und Wissenschaft mehr oder minder stark vom Physiokratismus angehaucht, während einzig und allein das rationale Reinertrags-Princip ihren Leitstern bilden sollte und sicherlich erstens auch unter den durch die allgemeine Wirtschaftselle gebotenen Modificationen bilden wird.

Wagener steht nun zwar vollständig im Lager der Reinertragschule, wirft derselben aber doch in recht rückstillselber Weise den Fehdehandschuh entgegen, indem er ihr bisher insbesondere von Preßler, G. Heger und Juchacz aufgestelltes und verschöndertes Grundprincip, den finanziellen Umltrieb auf Grund der Bodenerwartungswerte bez. mit dem Correctiv der Weisercentformel zu berechnen, angreift und zur Nachahmung gänzlich verwirft. Wagener legt das Hauptgewicht auf die sichere Bestimmung der Summen, welche gewonnen oder verloren worden, wenn dieses oder jenes Bewirtschaftungs-Verfahren angenommen wird, und behauptet nun, daß die Preßler'sche Methode diese Beträge für bestodte Wäldungen irrthümlich bestimmt. Der Verf. will die Wald-Erwartungs-werte als Basis benutzt wissen und an der Hand dieser die Rentabilität der verschiedenen Umltriebe und Wirtschaftsarten prüfen; da es sich einerseits um den Mehr- oder Minderertrag von Jahresrenten durch Veränderung der Umltriebszeiten, andererseits um die Anlage der betreffenden Werth-Ertrags-Unterschiede entweder im Holzvorrathe oder außerhalb des Waldbetriebes handelt, so soll lebendig der Zinsenertrag dieser Kassen-Unterschiede capitalisirt werden, um zu einer übersichtlichen Betrachtungsweise der Verzinsungs-Verhältnisse des Waldbetriebes zu gelangen und um über den möglichen Umltriebs-Gewinn dieser oder jener Wirtschaft sich klar zu werden. Das interessante Werk wird zu Controversen reiche Veranlassung geben (hat auch bereits Preßler zu scharfen Entgegnungen veranlaßt), indem es die Kernpunkte der höheren forstlichen in eigenartiger Weise behandelt. Es enthält außerdem viel Anregendes und Beachtenswerthes und dürfte von einem Fachmann unbeachtet bleiben, der an der inneren Entfaltung von Wirtschaft und Wissenschaft irgend regeres Interesse nimmt. Jedenfalls aber wird die vortragende Lehre nicht im Stande sein, die „rationelle Reinertragslehre“ zu verändern, immer mehr Boden zu gewinnen. Ueber den auch selbständig erschienenen „Anhang“, der eine gedrängte Darstellung der bewährtesten Waldbau-Regeln geben will, ist schon

früher in diesen Blättern berichtet worden, so daß wir denselben hier mit Stillschweigen übergehen können. O. K.

Monatsschrift für das Forst- und Jagdwesen. Hrg. von Hrg. Baur. 21. Jahrg. August-September.

Inh.: Selbst, die Organisation der bayer. Forstverwaltung auf Grundlage ihrer Entwicklung. — Bolmar, das Forstmeister- oder Oberförstersystem. — Ueber die Vorbereitungen einer gemeinschaftl. Anschaffung des Gutmateriale von Seiten Pächter bauerl. Wäldungen. — O. Gillingier, Verträge mit der übrigen Zänndelstrenghaus. — Roth, ein neuer Holztransportarten. — Zur Frage, die Abfindung von Forstrenten betreffend. — Bolmar, über Forstbaugesamterträge. — Forstwirtschaftl. Versammlung; Literar. Berichte.

Sprachkunde. Literaturgeschichte.

Rhys, John, lectures on Welsh philology. London, 1877. Trübner & Co., Ludgate Hill. (XII, 458 S. 8.)

Es giebt kaum ein Volk, das seine Sprache so liebt, wie die Kymren; aber der wissenschaftlichen Erforschung des Kymrischen hat diese Liebe bisher fast mehr geschadet als genützt. Man hat das Alter und den Werth der eigenen Sprache um so mehr überschätzt, je weniger man, vom Englischen abgesehen, mit anderen lebenden Sprachen vertraut war, und die unbeschränkte Bibelgläubigkeit hat ihrerseits nicht wenig zu der Entfaltung der wunderlichsten Ansichten beigetragen, wie wir sie z. B. bei Owen Bughe finden. In neuerer Zeit hat sich zwar dieser Nebel mehr und mehr gelichtet und es giebt eine Reihe kymrischer Gelehrten, denen man gewiß nicht nachsagen kann, daß sie in irgend einem Zusammenhang mit jener alten träumerischen Schule stehen; allein Positives ist auf sprachwissenschaftlichem Gebiete immer noch sehr wenig geleistet worden. Die Vergleichung der keltischen Idiome unter einander, welche von E. Lloyd vor 170 Jahren in so glücklicher Weise angebahnt worden war, wird noch keineswegs in weiteren Kreisen als die unerlässliche Vorbedingung für das historische Studium des Kymrischen erachtet und die Grammatica celtica von Zeug ist, trotz ihres eleganten Lateins, wenig bekannt und wird noch weniger gelesen. Es scheint daß bei einem so abgeschlossenen Lande, wie es Wales ist, erst der persönliche Verkehr den litterarischen heben und fördern muß, daß hier die Wissenschaft ebenso der Sendboten bedarf, wie sonst der Glaube. Als einen solchen Sendboten möchten wir John Rhys bezeichnen, welcher, nachdem er sich auf dem Festlande, besonders an der Universität Leipzig, dem Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft gewidmet und dann insbesondere sich mit dem keltischen Sprachstamme beschäftigt hatte, vor Kurzem auf den neuerichteten Lehrstuhl des Keltischen an der Universität Oxford berufen wurde. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er in verschiedenen Heftschriften genügende Proben seiner wissenschaftlichen Befähigung veröffentlicht. Nichts aber konnte ihn bei seiner Candidatur besser empfehlen, als das vorliegende Buch, eine Sammlung von Vorlesungen, welche er 1874 an dem Colleg von Aberystwyth gehalten hatte. Neben dem Bekanntem, welches wir hier natürlich erwarten müssen, enthält das Buch sehr viel Neues und Anregendes, indem der Verf. vor Allem die alten Inschriften mit gutem Erfolge untersucht hat. Wenn er in der Vorrede mit allzu großer Bescheidenheit hervorhebt, daß sein Buch noch sehr der Vervollkommnung fähig sei, so wird er uns wohl gestatten, bei einem Ueberblick über den Inhalt, einige Punkte zu bezeichnen, welche für den wahrscheinlich bald eintretenden Fall einer neuen Auflage eine wiederholte Erwägung verdienen. Die erste Vorlesung wird durch eine Reihe von Bemerkungen über die indogermanische Sprachwissenschaft eröffnet, welche sich durch Binnigkeit und Klarheit auszeichnen; nur wäre es vorsichtiger gewesen, von der Verwandtschaft der arischen Sprachen statt von der der arischen Nationen

auf die assimilirende Wirkung des folgenden Dentalen zurückzuführen ist. Der Unterschied von *lh* und *ll* (§. 73) ist nicht ganz klar. §. 83 wird zwischen *v* einerseits und *gw*, *chw* andererseits *hw* gestellt; wir möchten lieber zunächst *hw* — *w* ansetzen (vgl. *span. huerto, hueso für ueso, uento*); aus *hw* würde sich dann entweder *gw* entwickeln (vgl. mundartlich *span. guerto, gueso*) oder *chw* (vgl. südlym. *hw*, nordlym. *chw* — *av*). Chwanen „Gloß“ kann nicht gleich dem deutschen „Wanze“ sein, welches ja „Bandlause“ bedeutet. Melyn „gelo“ (§. 95) hat Nichts mit griech. *μαλας* u. s. w. zu thun; es ist — *lat. melinus*, *churn. mellen*, *neuprob. melin*, „gelo“. Die Entwickelungsreihe *o*, „oi“, „ai“, „oi“, „wy“ (§. 105) scheint uns durchaus annehmbar, um so mehr da auch aus deutschen Mundarten sich Parallelen beibringen lassen; demnach wird auch auf frangösischem Gebiete zwischen *e* und *o* das wirklich belegte *ai* zu stellen sein (*veit, vait, voit*). Daß *lymr.* *aw* in *llaw, pawb* u. s. w. erst durch Vermittelung von *o* aus *a* entstanden sei (§. 128 f.), können wir nicht zugeben. Aus *a* entwickelte sich *o* und hieraus in einsilbigen Wörtern oder in betonten Endsilben *aw*, in allen anderen Fällen *o*. Accentverlegungen wie *garja, geirja, geir, gair* (§. 138) haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich. — Von besonderer Wichtigkeit ist die dritte Vorlesung, welche einen Ueberblick über die Geschichte der lymschen Sprache giebt. Es werden 6 Perioden unterschieden: 1) vorgehichtliches Kymrisch; 2) Kymisch-lymsch, (Ende des 1. Jahrh. bis Anf. des 5. Jahrh.); 3) Britisch-lymsch (bis Anf. des 5. Jahrh.); 4) Altkymrisch (bis Ende des 11. Jahrh.); 5) Mittelkymrisch (bis zur Reformation); 6) Neukymrisch. Worauf es dem Verf. hier hauptsächlich ankommt, ist die Begründung der lymschen Ansprüche auf gewisse in Wales und angrenzenden Landstrichen gefundene Inschriften, welche bisher als irische Ursprungs angesehen worden waren. Zum Theil läuft er sich dabei auf Sachliches, wie die Erwähnung eines *Venedotis cive*, eines *Ordous* (von den *Ordovices* in *Northwalde*), eines *Catanamus* (— *Cadfan*, Großvater des *Edmoldabur*), zum Theil auf Sprachliches, wie auf das zweite *e* in *Qrenvendani* (irisch würde *i* stehen, auf des Fehlers des *Socales* zwischen *r* und *o* in *Barcuni* (irisch *Berchon* setzte *Baracani* voraus), auf das *ch* und *t* in *Deoceti*, *Decheti* (Genetiv; der Name kommt allerdings gerade in lymschen Inschriften vor, aber in den Formen *Deceaddas*, *Decedda*, *Deceada*; *lymr.* *t* steht für *dj*), auf das *h* in *Brohomagli* (vgl. *ir. Broccán* — *lymr. Brychan*). Der Genetiv *Cunocenni* müßte in einer irischen Inschrift *Cunacennias*, — *naas*, oder — *nna* lauten, aber Khyss giebt zu, daß die Casusendungen eher lateinisch als keltisch sind. Inzwischen spreche gerade die Latinität hier und in anderen Fällen zu Ungunsten der Iren. Wir können nicht umhin zu bekennen, daß die rein phonetischen Beweggründe für uns nicht sehr ins Gewicht fallen; auch ließe sich wohl das eine und andere Gegenbeispiel vorbringen. Wenn man dieß und jenseits des Geographales *maqi* vorfindet, so ist es verzeihlich, daß man diese Form ein und demselben keltischen Idiom zuweist, daß man Bedenken trägt, diese sicher irische Form auch als kymrische anzuerkennen.

Die große Ähnlichkeit, welche Khyss zwischen frühkymisch und frühlymsch (— Kymisch- und Britisch-) annimmt, ist eben erst noch darzutun; soweit wir auf gebahnten Pfaden das Irische und Kymrische zurückverfolgen können, weichen sie fast genug von einander ab. Aus ursprünglichem *maqi* ist allerdings *lymr.* *map* wie irisch *ma* entstanden; aber sollte man wirklich dort ebenso lange fortgekauert haben, wie hier? Ist zum Mindesten das Alter der Inschriften, in welchen *qv* auftritt, ein so hohes, wie Khyss §. 22 anzunehmen scheint? Es liegt uns durchaus fern, gegen die Khyss'sche Theorie aufzutreten; wir übernehmen nur die Rolle des *advocatus diaboli*, um ihn zu veranlassen, die schwachen Positionen seiner Beweis-

führung zu beseitigen. Denn die Argumente von allgemeiner Natur, welche §. 161 f., 181 ff. vorgebracht werden, überzeugen uns im Wesentlichen: die Gleichartigkeit der auf kymrischen Boden gefundenen Inschriften, der Einfluß römischer Cultur auf die Kymren, das vorübergehende und sporadische Auftreten der Iren in Wales. Daß Iren vor den Kymren in Wales gewohnt haben, ist uncontrovertibel. Wohl aber deutet Khyss an das ursprüngliche Vorhandensein einer nicht-arischen Bevölkerung (Finnen, Iberer) in Irland und Britannien, auf deren Schultern er einen Theil von alten Ortsnamen wälzen möchte, in welchen *p* vorkommt, wie *Epidium* und *Monapia* (lymr. *Manaw*); andere solcher weist er gallischen Ansiedlern zu, wie das schon §. 22 erwähnte *Petuaria*, eine Stadt der Parisi. Vielleicht würden auch die verschiedenen *Avon* in England gallischen Einfluß verrathen, indem Khyss die Erweichung des *b* zu *v*, welche im Kymrischen erst später vor sich geht, schon dem alten Gallisch zuzuerkennen und *z. B.* *-avn* in *Cassivellavannus* mit *-avin* in *Walamni*, *Sagramni* zu identificieren geneigt ist. — Die fünfte Vorlesung beschäftigt sich mit der kymrischen Orthographie in den verschiedenen Perioden. In welchem Grade sich der Einfluß der einschmelgenden Sprachen in den lateinischen Inschriften offenbart, ist schwer zu ermessen. Unter den Bemerkungen bezüglich des Altkymrischen verdienen besonders die über *h*, welches vor betontem Vocale entsteht, und über die beiden Laute des neulym. *y* hervorgehoben zu werden. In Wörtern wie *llwr, dwfa* haben wir nicht sowohl einen irrationalen Vocal, als einen Consonanten mit vocalischer Function (§. 252). Aus der Schreibung *Puohinus* ein zweisilbiges *gall. *pu-oun* — gemeinelt. **quv-oun*, **qvup-oun* (— *cap-ut*) erschließen und auf ein hiermit zusammenzustellendes **qvup-ic*, **quv-ic*, *lymr.* *pig* zurückzuführen (§. 255) erscheint uns mehr als gewagt. Englischen Einfluß auf das altkymrische, besonders aber auf das mittelkymrische Schreibsystem wird nachgewiesen. Das heutige Alphabet stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, es waren besonders *v* und *k*, welche noch im vorhergehenden Jahrh. üblich waren, ausgemergelt worden. — In den beiden letzten Vorlesungen wird ausführlich das ogmische Alphabet besprochen. Dasselbe war bisher als den Iren eigenthümlich betrachtet worden; da es aber in 23 von Khyss S. 259 — 301 zusammengestellten Inschriften (die bis auf zwei von lateinischen Inschriften begleitet sind, während von den irischen Ogaminschriften dieß nur bei zweien der Faß ist) angewendet erscheint, so erklärt es Khyss ebensowohl für kymrisches Eigenthum, so er hegt sogar die Ansicht, daß die Iren es erst von den Kymren entlehnt haben. Es würde hierfür u. A. der Umstand sprechen, daß die meisten irischen Deutmäler dieser Art sich in der Nähe der Seefläche finden; und es würde dieß auch aus der anderen Annahme des Verf.'s folgen, daß die Germanen den Keltas das Ogam gelehrt hätten. Er gründet dieselbe auf eine Vergleichung des Ogam's mit den Runen; allein die ganze Unternehmung, welche sich auf die Reihenfolge der Zeichen bezieht, scheint uns trotz allen angewendeten Scharfsinns zu keinem annehmbaren Ergebnisse zu führen. Die S. 305 gegebene Anordnung der Zeichen zuerst nach der Paß, dann nach der Stellung der Striche verbietet wohl den Vorzug vor der überlieferten, in welcher die beiden Principien den umgekehrten Rang einnehmen. Daß demzufolge die drei ersten Zeichen *a, b, c* sind, halten auch wir nicht für einen Zufall, sondern sind überzeugt, daß dieß auf einen Zusammenhang mit dem phönizischen Alphabet hinweist. Doch weiter vermögen wir nicht mit dem Verf. zu gehen und unter den allzu zahlreichen Verwandlungen, welche er anzunehmen genöthigt ist, begegnen wir einigen höchst unwahrscheinlichen. So sollen *z. B.* an die Stelle von *d, n, a, z*, gesprochen do (*Daleth*), nu (*Nun*), so (*Teade*), zi (*Schin*) die Vocale *o, u, e, i* getreten sein (§. 332 ff.). Nun hatte aber Khyss selbst ganz

richtig S. 309 „the artificial quartering of the vowels in the places 1, 4, 7, 10, 13“ bemerkt und hiermit ver trägt sich eine Bezugnahme auf das phöniciſche Alphabet kaum. Was den Werth der ogmiſchen Zeichen anlangt, ſo hegen wir hiñſichtlich deſſenjenigen für z große Bedenken. Im Rymniſchen und Triſchen haben wir Schwind des s zwifchen Vocalen, welchen Rhyth als uralte anzunehmen geneigt iſt. Wenn er nun S. 279 ſagt: „Noco it is hardly in keeping with the teachings of phonology to think that the s was elided with out having been first reduced to z“, ſo können wir ihm nicht beipflichten; im Gegentheil hier, wie in anderen Sprachen, hat ſich wohl s unmittelbar in h verwandelt (vergl. ſpan. h = lat. f). Aber hätte er auch Recht, ſo wäre immer noch zu erwägen, ob denn das ogmiſche Alphabet ſo hoch hinaufreicht und ob dem z, wenn es „a more matter of tradition“ war, gerade eines der Zeichen entſprochen haben kann, welche erſt in ſpäterer Zeit hinzugefügt worden ſind (S. 306). Für die Umſchreibung des Zeichens ||| durch w hätten wir uns eher auf die Analogie von hymn. gw mit roman. gu berufen, als auf die Ausſprache von lat. v; daß dieſes wenigſtens in ſpäterer Zeit nicht den Laut des engl. w gehabt hat, das können wir ſchon aus der verſchiedenen Behandlung erſehen, welche lat. v und germ. w (= engl. w) bei den Romanen erfährt. Eingefchaltet iſt (am Schluſſe der ſechſten Vorleſung) ein intereſſanter Bericht über die keltiſchen Ueberlieferungen, welche den Urfprung des Schreibens erklären. Ein Anhang enthält: A. Our early inscriptions (ſämmtliche Inſchriften, 98 an der Zahl, werden mitgeteilt und die in ihnen vorkommenden Namensformen erläutert; Bonemimori Nr. 88 dürfte kaum ein Eigenname ſein); B. Maccu, Mucoi, Maqui, Macwy (in Verbindung mit Perſonenamen); C. Some Welsh names of metals and articles made of metal. Es folgen Additions and corrections; ein Alphabeten-Index bildet den Schluß. — Nicht an Stoff, wohl aber an Raum zu weiteren Bemerkungen gebracht es uns. Wir zweifeln nicht im Geringſten, daß dieſes Buch auf die keltiſchen Studien in Wales den günſtigſten Einfluß üben und daß eine Zeit kommen wird, wo man aus den Eſſeibiboden linguiftiſchen Aufgaben häufiger und poſſender ſtellen (für das Eſſeibibod von Bregham 1876 ſ. v. Ein Preis ausgeſchrieben auf die beſte Arbeit „über den Urfprung und das Wachsthum der hymniſchen Sprache“) und beſſer löſen wird, als bisher. Genaue Darſtellung mundartlicher Eigentümlichkeiten wäre beſonders zu empfehlen. Auch wird man dann anfangen, die alten Texte kritiſcher herauszugeben; wie ſehr man es neuerdings hier ſogar an der äußerſten Sorgfalt hat fehlen laſſen, das zeigen z. B. die zweiten Abdrücke der Myrryrian Archaeology und der Werke Dabhd ab Owilym s. An alle dieſe würden die Kenner und Liebhaber des Keltiſchen im Auslande reges Intereſſe nehmen; hauptſächlich aber liegt ihnen daran, daß J. Rhys eine geſchichtliche Chreſtomathie des Kymriſchen (etwa in der Art der Vartſiſchen Chreſtomathien) veröffentliche, wie wir eine ſolche des Triſchen von anderer Seite erhoſſen. Was die Lectures anlangt, ſo verdienen dieſelben auch von ſolchen Linguiſten, die ſich nicht eingehender mit dem Keltiſchen befaßt haben oder befaſſen wollen, in die Hand genommen zu werden.

H. Sch. ch. rdt.

Kräuter, J. F., zur Lautverſchiebung. Strassburg, 1877. Trübner. (161 S. gr. 8.) M. 4.

Der Verfaſſer des vorliegenden Buches hat biſher ſeine Thätigkeit hauptſächlich der Lautphyſiologie zugewandt und ſich auf dieſem Gebiete als ſcharfer Beobachter durch verſchiedene Arbeiten ausgewieſen. Hier verſucht er nun mit den Mitteln der Lautphyſiologie eine ſprachhiſtoriſche Aufgabe zu löſen: er will die Lautformen und Lautwandlungen genau beſtimmen,

welche bei den verſchiedenen Acten der germaniſchen und hochdeuſchen Lautverſchiebung in Frage kommen.

Zu unſerer Verwunderung huldigt auch Kräuter dem Grundſatze, daß die Lautwandlungen, wie immer allgemeine anerkannt werde, durch das Streben der Sprachorgane aus Bequemlichkeit bedingt ſeien (S. 25). Dieſer Satz iſt ein ganz unrichtiger, wie eine eingehende Betrachtung der Lautgeſchichte einer jeden Sprache, auch der deuſchen, lehren muß, wenn natürlich nicht in Abrede geſtellt werden ſoll, daß viele Lautwandlungen wirklich auf Vereinfachung der Articulation beruhen. Da der Verf. also ſeine Beweiſe auf obigen falſchen Grundſatz baſiert, ſo können wir auch ſeine Hauptreſultate durchaus nicht billigen. Er gelangt allerdings nicht zu ſolchen Verſchiebungen, wie die von uns neuſich (Sp. 471 d. Bl.) beſprochene engliſche Schrift über die Lautverſchiebung, aber ſein Verfahren iſt es wenigſtens, den Hauptfortſchritt rückgängig zu machen, das wir in neuerer Zeit auf dieſem Gebiete zu verzeichnen haben, nämlich die Erkenntnis, daß im Germaniſchen die tönenden Verſchlußlaute aus tönenden Spiranten hervorgegangen ſind. Der Uebergang eines tönenden Spiranten in tönenden Verſchlußlaut ſoll ein Uebergang vom Leichterem zum Schwereren ſein, deßhalb aller Lautphyſiologie ins Geſicht ſchlagen und unmöglich ſein. Durch noch ſo beſtimmt ausgeſprochene Theorien werden jedoch die Thatſachen nicht aus der Welt geſchafft. Eine ſolche aber iſt die Erweichung der inlautenden germaniſchen harten Spiranten (= indog. Tenues); die ſo entſtandenen weichen Spiranten gingen verſchiedentlich in weiche Verſchlußlaute über, indem ſie zugleich mit den älteren weichen Spiranten (= indog. Medialaspiraten) zuſammenfielen. Die Ausſucht, durch welche der Verf. dieſen ſchwerwiegenden Beweis unwirksam zu machen ſucht, iſt nicht geeignet, ſich Weiſſall zu erwerben. Auch den Uebergang der althochdeuſchen erweichten Spiranten th (h. i. e) in althochd. Media d wird Niemand beſeitigen. Der Verf. will hier Uebergang des th, als harter Spirant geſetzt, direct in t annehmen, ſo daß das althochd. Zeichen d von allem Anfang an nicht Media ſondern Tenues bezeichnet habe. Daß aber das germaniſche p (h) wirklich im Althochd. an allen Wortſtellen erweicht wurde und daraus in Media d übergieng, das beweist einerſeits der damit zuſammenhängende gleiche Vorgang im Altſächſiſchen, und andererſeits ſpricht dafür der Umſtand, daß ein orthographiſch ſo ſorgfältiger Schreiber, wie der des Jñder, ſtatt des aus dem lateiniſchen Schreibgebrauch überlieferten Zeichens th der meiſten übrigen althochd. Schreiber, für den erweichten Spiranten immer dh ſchreibt. Aber über die Schreib-eigentümlichkeiten althochd. Handſchriften ſetzt ſich der Verf. überhaupt meiſt ſehr ſowevern hinweg, indem er ſie als roh und willkürlich bezeichnet. Unſeres Erachtens aber muß man bei Beſtimmung der althochd. Lautgeltung gerade auf dieſe Dinge mit größter Sorgfalt ſehen und darf ſie nicht bei Seite werfen, wenn ſie nicht gleich ins Syſtem paſſen wollen.

Wenn wir nun auch der Anſicht ſind, daß die Lehre von der Lautverſchiebung durch Kräuter's Buch nur wenig und nur in Nebenpunkten gefördert wird, ſo wollen wir dagegen ausdrücklich hervorheben, daß uns deßwegen die Schrift doch nicht ohne wertvoll erſcheint, denn die ganze Unterſuchung iſt mit viel Schärfe und beſonders, was die Lautbeobachtung und Lautbeſchreibung betrifft, mit ſolcher phyſiologiſcher Arbeit geſättigt, daß man das Buch nicht ohne manche Belehrung und Förderung aus der Hand legen wird. Von vielen Einzelheiten abſehen, wollen wir in dieſer Hiñſicht beſonders auf den Abſchnitt „Vocaliſche Wäſſer und conſonantiſche Selbſtlauter“ hinweiſen, der als Anhang I (S. 110—151) angeſetzt iſt. Inſonderheit haben wir die hier gegebene richtige Definition der ſogenannten Diphthonge noch nirgends mit ſolcher Klarheit und Conſequenz vorgelegt gefunden, wenn auch das Einzelne meiſt ſchon früher hervorgehoben war, ſo beſonders von Joh. Wolff, deſſen treffliche